

Über Kommunikation

Oder: Was ein möglicher Verlust von Praktiken bedeutet

Beitrag für die Festschrift zur Emeritierung von Helge Löbler, Lehrstuhl für Marketing an der Universität Leipzig.

Harald Rau

Die zentrale Frage auf den folgenden Seiten wird am Ende lauten: Wie müssen, dürfen, können, werden wir mit Kommunikation umgehen, wenn sie Verständigung sein soll? Aus der theoretischen Näherung heraus gibt es eine Vielzahl kommunikationstheoretischer Modelle, in denen im Grunde stets das gleiche Phänomen abgebildet wird. Ausgehend von einem Sender-Empfänger-Modell gibt es – technisch betrachtet – ein Geräusch, das die Übertragung beeinflusst. Es ist ein Störgeräusch, das letzten Endes dafür sorgt, dass jene Information, die vom Sender ausgeht, beim Empfänger nicht auch genauso ankommt. Jetzt kann man diesen Prozess tatsächlich ausschließlich technisch betrachten. Es gibt ein Modell, das nach seinen „Erfindern“ benannt, das Shannon-Weaver-Modell heißt. Dieses – von Telekommunikationsexperten, von Ingenieuren des vergangenen Jahrhunderts niedergelegt – berücksichtigt dieses Störgeräusch und macht es modellhaft im Kommunikationsprozess sichtbar. Bei einer Telefonverbindung ist eine solchermaßen gewählte Bezeichnung dann ja auch völlig nachvollziehbar. Je schwächer das Signal, je weniger die Drähte isoliert oder, grundsätzlicher, von äußeren Einflüssen abgeschirmt sind, umso eher können sich störende Fremdimpulse und Einflüsse in den fernmündlichen Sprechakt eingravieren. Die Kommunikationswissenschaft, für sich genommen ja noch immer einer sehr jungen Disziplin, hat das technische Modell sehr gerne an- und übernommen, es zeichnet das Denken einer Vielzahl von Kommunikationsexperten und -forschern bis heute aus. Wenn es nur gelänge, im Prozess des Austausches Störungen zu minimieren, das Geräusch zu reduzieren, dann gelänge Kommunikation besser, sie könnte dann zur Verständigung avancieren – so eine durchaus leicht nachvollziehbare Argumentation. Man könnte sich nun bemühen, das Störgeräusch auszudifferenzieren, Beeinträchtigungen der Aufmerksamkeit im Gespräch ebenfalls als „Noise“ kennzeichnen, oder man könnte ein vielleicht dann auch durchaus messbares Intelligenzgefälle als Störindikator in der direkten Kommunikation zweier Individuen identifizieren. Menschliche Kommunikation – man erahnt es – ist deutlich vielschichtiger, also komplexer zu sehen, so dass man möglicherweise ausschließlich mit rekursiv verlaufenden Schleifen Verständigungserfolg maximieren kann. In für das Veränderungsmanagement von Unternehmen entwickelten Modellen sind es exakt solche sich wiederholende Zyklen des sprechenden Austausches, die Kommunikationseffizienz erhöhen sollen. Was heißt das? Ganz einfach: Indem ein Gegenüber jeweils nach dem Hören von Inhalten gefragt wird, was es verstanden hat – und dieses eben auch wieder in Form eines Sprechaktes aufrufen muss. Ein solchermaßen geleitetes oder, vielleicht besser: strukturiert-geregeltes Gespräch kann das Niveau der Verständigung erhöhen – so die Überzeugung bezogen auf Prozesse organisationalen Lern- oder, neutraler, Veränderungserfolges.

Aus der Theorie darf man den hermeneutischen Zirkel von Hans-Georg Gadamer heranziehen¹. Er sieht einen Prozess, der Verstehen auch als eine unendlich sich in die Höhe windende Spirale, die sich aus Schleifen der Verfestigung ergibt. Zentral werden die Überlegungen des Heidelberger Philosophen, wenn man berücksichtigt, dass bei Gadamer Sein, das verstanden werden könne, Sprache ist. Unter den Philosophen des 20. Jahrhunderts ist Gadamer damit fraglos jener, der besonders konsequent kommunikationswissenschaftlich argumentiert. In seinem Verständnis

¹ Den wir natürlich hier vor allem deshalb zitieren, weil Helge Löbler sehr gerne dessen Satz zitiert, wie einem Text gegenüber, wo keine Gegenrede erfolge, Missverständnis überhaupt zur Wahrnehmung gelangen könne.

erfahren wir die Welt kommunikativ, sie wird uns als eine „offene Totalität“ immer wieder neu übergeben. Verstehen ist ein Teil der Welterfahrung, es geschieht, indem wir durch Einsicht zur Welterkenntnis und zu einem Aufbau persönlichen Erfahrungs- und Wissensschatzes gelangen. Dabei bezieht sich Gadamer stets auf ein „Hier und Jetzt“, das heißt alles Erfahrungswissen bleibt fluide und bezogen auf seine Zeitlichkeit veränderbar, seine Grundlage ist die Überlieferung, und jenes, was überliefert ist, kann nie final bestimmt sein. Ergo: Sinn ist nicht das Ergebnis, das aus den (sprachlich verfassten) Dokumenten unserer Kultur erwächst, er rekuriert vielmehr auf ein dynamisches System des Verstehens. Ohne den Einzelnen ist dies alles nicht denkbar, denn er oder sie sind es, die sich mit dem sinnstiftenden Thema vertraut machen. Verstehen ist damit eingebunden in eine Zeitlichkeit, es berücksichtigt den zeitlichen Abstand zwischen Rezipient und sprachlichem Dokument. Bücher zum Beispiel – als ein Mittel zeitlich auseinanderfallender Kommunikation – werden in die Zeitlichkeit zurückgeführt, ein Buch kann seine Kommunikationsleistung also nur leisten, wenn wir es vom Leser aus betrachten, es ist nie das Gleiche, wenn es von unterschiedlichen Lesern rezipiert ist. Gleiches muss in diesem Denken natürlich auch für Medieninhalte gelten, auch wenn sie Aktualitätscharakter besitzen. Noch genauer – und in den Worten des Philosophen: „Die Ausschöpfung des wahren Sinns aber, der in einem Text oder in einer künstlerischen Schöpfung gelegen ist, kommt nicht irgendwo zum Abschluß, sondern ist in Wahrheit ein unendlicher Prozeß. Es werden nicht nur immer neue Fehlerquellen ausgeschaltet, so daß der wahre Sinn aus allerlei Trübungen herausgefiltert wird, sondern es entspringen stets neue Quellen des Verständnisses, die ungeahnte Sinnbezüge offenbaren. Der Zeitenabstand, der die Filterung leistet, hat nicht eine abgeschlossene Größe, sondern ist in einer ständigen Bewegung und Ausweitung begriffen.“ (Gadamer 1990, S. 303)

Hier zeigt sich, wie sehr wir Gadamer vertrauen können, wenn wir persönliche und medienvermittelte Kommunikation von einer höheren Warte her betrachten wollen, denn er trennt alles Verstehen nie vom Subjekt, dem er einen Standpunkt zugesteht, und dessen Erkennen mit dem Verstehen in einen größeren Kontext gebunden wird – das ist die kommunikationswissenschaftliche Leistung dieses Ansatzes. Okay, der große Philosoph bezieht dies alles auf die Auseinandersetzung mit Überliefertem – es ist jedoch leicht, den Austausch zwischen Kommunikationspartnern in den Mittelpunkt zu stellen, die Überlegungen auf ein Verstehen im aktuellen Miteinander zu beziehen. In solchermaßen verstandener Kommunikation bleibt nichts frei von Vorurteilen – auch und gerade die historische Betrachtung nicht. Oder anders formuliert: „Daß in ihrer Erkenntnis das eigene Sein des Erkennenden mit ins Spiel kommt, bezeichnet zwar die wirkliche Grenze der ‚Methode‘, aber nicht die der Wissenschaft. Was das Werkzeug der Methode nicht leistet, muß vielmehr und kann auch wirklich durch eine Disziplin des Fragens und des Forschens geleistet werden, die Wahrheit verbürgt.“ (Gadamer 1990, S. 494) Jawohl, mag der Kommunikationswissenschaftler des 21. Jahrhunderts ausrufen: Heureka (zur Erinnerung: „Ich habe es gefunden!“)! Mit dem Zulassen des Subjektes und dem gleichermaßen nicht aufgegebenen Wunsch nach fragendem Forschen ist möglicherweise der Stein der Kommunikationsweisen gefunden. Denn das „Wie“ der Kommunikation ist für ein Verstehen, besser: für eine Verständigung auf ein nie beendetes Fragenstellen bezogen. Wenn also am Ende eine Gesellschaft verstummt, wenn ihr die Fragen fehlen, dann, so könnte man mutmaßen, ist sie auch dem Untergang geweiht. Denn dann hätte sie verlernt, durch die immerwährende Einbringung von Fragen Wachstum, Reifung und Sinnfindung zu ermöglichen.

Die hier eingebrachten Ausführungen Gadamers sind wissenschaftstheoretisch bezogen auf den Prozess der Erkenntnis. Für Gadamer ist „ein Gespräch zu führen“ gleichzusetzen mit „sich unter die Führung der Sache stellen, auf die die Gesprächspartner gerichtet sind“ (Gadamer 1990, S. 373). Damit verlangt ein auf das Verstehen gerichtetes Gespräch zu führen, dass der andere nicht „niederargumentiert“ wird und „das sachliche Gewicht der anderen Meinung wirklich zu erwägen.“ (Gadamer 1990, S. 373). Auf die Spitze getrieben an gleicher Stelle: „Wer die ‚Kunst‘ des Fragens besitzt, ist einer, der sich gegen das Niedergehaltenwerden des Fragens durch die herrschende Meinung zu erwehren weiß. Wer diese Kunst besitzt, wird selber nach allem suchen,

was für eine Meinung spricht. Dialektik besteht darin, daß man das Gesagte nicht in seiner Schwäche zu treffen versucht, sondern es erst selbst zu seiner wahren Stärke bringt.“ (Gadamer 1990, S. 373)

Gadamer verpflichtet also jeden in der Erkenntnis erprobten Geist zum unermüdlichen Weiterfragen, zum demokratischen Denken im Anderen, im Gegenüber: „Und hieran merken wir, wie eben doch auch Denktraditionen Kultur repräsentieren, wie sie aufeinander aufbauen und wie ein Geist des 20. Jahrhunderts ohne die Tradition der Aufklärung, ohne Rousseau und Kant zumindest in unserem Kulturkreis nicht denkbar ist.“ (Rau 2014). Verstehen wird also zu einem komplexen Prozess, wenn es Zeitlichkeit mit einbindet. Die Hermeneutik will Gadamer im Jahr 1960 (Erstausgabe) so sehen, dass sie einer Einsicht dienen, „die in unserer von schnellen Verwandlungen überfluteten Zeit von Verdunkelung bedroht ist“, und weiter: „Was sich verändert, drängt sich der Aufmerksamkeit unvergleichlich viel mehr auf, als was beim Alten bleibt. Das ist ein allgemeines Gesetz unseres geistigen Lebens. Die Perspektiven, die sich von der Einführung des geschichtlichen Wandels her ergeben, sind daher immer in der Gefahr, Verzerrungen zu sein, weil sie die Verborgenheit des Beharrenden vergessen.“ (Gadamer 1990, S. 3).

Noch einmal zur Erinnerung: Zur Auseinandersetzung mit Hans-Georg Gadamer hat uns die Betrachtung des Kommunikationsmodells nach Shannon und Weaver eingeladen, die aus der rein technischen Vermessung von Telefongesprächen heraus argumentierten. Die Betrachtung der Hermeneutik dürfte auch jenem einleuchten, dem dieser Band gewidmet ist: Helge Löbler. Für ihn ist jedes Sender-Empfänger-Modell – und ein solches ist das nach Shannon und Weaver – das „untauglichste für die Beschreibung von Kommunikation schlechthin“. Wörtlich meint er: „Dass wir uns damit noch immer herumplagen müssen, ist eigentlich abenteuerlich“. Nach seiner Überzeugung müsse man Shannon und Weaver nur genau anschauen, denn da stünde, dass der „Receiver“ also der Empfänger in reziproker Weise zum Sender operiere. Wenn wir dies ernst nähmen – so Löbler – dann dürften Schallwellen nicht durch unsere Ohren gehen, sie müssten vielmehr unsere Stimmbänder anregen, die dann die Nachricht, jedenfalls ihre Repräsentation produzierten. Im Gegenzug müssten wir, wenn wir hörten unsere Trommelfelle so bewegen können, dass Geräusche aus dem Ohr kommen die als Nachricht fungieren. Dies alles – so Löbler – sei natürlich Blödsinn und in der menschlichen Kommunikation könne der Receiver nicht invers zum Sender operieren. Dies ist die erste Löbler'sche Fundamentalkritik am Modell nach Shannon und Weaver. Die zweite: Shannon und Weaver würden durchaus betonen, dass Nachrichten manchmal Bedeutung hätten, sie würden diese jedoch nicht weiter betrachten. Punkt. Folgerichtig, wenn man Bedeutung von übermittelten Botschaften zulässt, erweise sich ein jedes Sender-Empfänger-Modell, egal wie ausgefeilt es auch wäre, als obsolet. Dies hat auch der Autor dieser Zeilen im Rahmen einer durchaus mathematisch induzierten Auseinandersetzung mit dem Kommunikationsmodell bereits so ähnlich niedergeschrieben. In seiner „Einladung zur Kommunikationswissenschaft“ schreibt er: „Zwischenzeitlich haben Sie bestimmt auch schon herausgefunden, welches die kritischen Punkte im Modell von Shannon und Weaver sind? Aus meiner Sicht ist der Begriff der „Information“ besonders problematisch. Denn dieser kann hier auf alles und jedes angewandt werden. Information wird zu einem Spielball der Beliebigkeit – und es spielt keine Rolle, welche Bedeutung eine Information besitzt, auch das, was wir als Informationsgehalt bezeichnen, können wir im Modell in keiner Weise umsetzen. Kein Wunder, beschreibt das Modell doch ursprünglich ein Problem, das sich auf die korrekte syntaktische Übertragung von elektronisch verschlüsselten Aussagen bezieht. Oder konkret: Wie viele Bits können pro Zeiteinheit durch elektrische Impulse von einer Quelle zu einem Ziel übertragen werden?“ (Rau 2014b, S. 45).

Halten wir an dieser Stelle fest: Mit einer rein technisch orientierten Zugangsweise kommt man, wenn es um den Austausch von Inhalten mit Bedeutung geht, nicht zwingend weiter. Der geneigte Theoretiker mag sich nun umfassender orientieren, und er wird am Ende ganz sicher bei den radikalen Konstruktivisten landen – zumindest vorübergehend. Helge Löbler wird Ernst von

Glaserfeld bevorzugen, der Autor dieses Beitrages auf Heinz von Foerster zurückgreifen und dessen Konzept der Trivialisierung nutzen, das von Foerster stets mit der trivialen Maschine zu erläutern weiß. Trivialität in diesem konstruktivistischen Verständnis beschreibt einen Prozess, in dem feste Input-Output-Relationen geschaffen oder manifestiert werden. Der Reiz der trivialen Maschine (vgl. v. Foerster 1993, S. 57) ergibt sich daraus, dass dann, wenn sie Input erhält, bereits feststeht, was als Output zu erwarten ist. Zum Beispiel: Eine Mühle wird bei bestimmter Voreinstellung der technischen Geräte aus Weizenkörnern eine bestimmte Sorte Mehl produzieren. Wenn ich alle Aspekte des Prozesses kontrolliere, dann kann ich dies entsprechend voraussagen. Ingenieure bemühen sich auf der ganzen Welt um Trivialisierung solcher Art, man denke nur an das autonome Fahren, an den Autopiloten im Flugzeug, an Robotik in der Produktion. Für Ingenieure geht es um eindeutige, um (voraus-)berechenbare Beziehungen zwischen Input und Output. Das bedeutet, im Idealfall der Trivialität gibt es eineindeutige Wenn-Dann-Beziehungen. In letzter Konsequenz gedacht, könnte man auch Schulen als „Trivialisierungsanstalten“ bezeichnen – zumindest dann, wenn sie Prüfungen bevorzugen, die keine offenen Antworten und nur zugeschriebene Alternativen definieren. Wenn die korrekten Antworten schon vorab feststehen, dann wäre auch das eine Erziehung zur Trivialisierung. Heinz von Foerster hat dies übrigens in seinem Konzept der „erlaubten Fragen“ verankert, womit wir wieder beim Fragestellen gelandet wären. Der Hinweis und die Betonung müssen hier erfolgen, denn am Ende wird von diesem Beitrag nur eines im Kern übrig bleiben: das Lob der Frage. Unter erlaubten Fragen versteht der radikale Konstruktivist diejenigen, auf die der Fragensteller tatsächlich keine Antwort weiß. Alle anderen Fragetypen sind entsprechend der Kategorie „unerlaubt“ zuzuordnen. Eine Logik, die besticht, die im gleichen Atemzug jedoch alle Prüfungsleistungen, die sich auf bestehende Konzepte beziehen, zu untergraben weiß.

Zurück zur Kommunikation: Soll sie gelingen – und wir bleiben in der konstruktivistischen Denkweise, dann wäre darüber nachzudenken, wie ein Prozess der Trivialisierung, der ja dann zu einem Verständigungspromotor avancieren würde, gestaltet sein könnte oder gar müsste. Der Konstruktivismus im Denkmodell Heinz von Foersterns beschreibt Erkennen als ein Errechnen der Realität. Wir können also nicht grundsätzlich sagen, ob die bei uns erkannten Repräsentationen, denen im Kopf unseres Gegenübers gleichen, ob sie identisch sind, so rekuriert jedes Individuum auf seine eigene, errechnete Wirklichkeit. Im Kommunikationsprozess treffen die Wirklichkeitskonstruktionen aufeinander. Nimmt man Ernst von Glaserfeld hinzu, dann ist vor dem Hintergrund einer nicht existenten „Wahrheit“ auch nachvollziehbar, dass aus dem Konstruktivismus in seinem radikalen Verständnis keine normativen Grundlagen erwachsen können, weder Wertvorstellungen geprägt, noch moralische Grundlagen oder ethisch motivierte Werte erzeugt werden können.

Erst mit Humberto Maturana und Francisco Varela, die sich selbst nicht als Konstruktivisten sehen, wächst aus der hier eingenommenen Perspektive das konstruktivistische Denken in die mögliche Sozialität. Die beiden im weitesten Sinne aus einer neurobiologischen Tradition kommenden Wissenschaftler lassen psychische Prozesse zu und beschreiben Wahrnehmung als subjektiven Konstruktionsprozess psychischer Systeme (Maturana & Varela 2010, S. 74 und S. 104). Nimmt man hinzu, dass psychische Systeme nur das wahrnehmen – aus der sie umgebenden Umwelt –, was für sie von subjektiver Bedeutung ist (vgl. Hüther 2006, S. 74), dann kann man auch für Kommunikation grundsätzlich mutmaßen, dass im Gespräch nur das „ankommt“, ja ankommen kann, was in diesem Moment von (subjektiver) Bedeutung für das Gegenüber ist. Erfolgreiche Verständigung wäre damit nur dann möglich, wenn der Sender einer Information, um einmal mehr auch hier den unscharfen Begriff zu verwenden, sie so zu verpacken in der Lage ist, dass sie dem „Bedeutungssystem“ des Gesprächspartners zugeordnet werden kann. Psychische Systeme sind über Kommunikation in der Lage, über sich selbst hinauszudeuten, das haben Maturana und Varela (2010, S. 269) nachgerade biologistisch abgeleitet, in die Sprache Löblers übersetzt würde dies heißen: Weil wir Menschen in der Lage sind, Kommunikation zum Gegenstand unserer Kommunikation zu machen, Metakommunikation oder

Kommunikationskommunikation zu betreiben, können wir als Menschen überhaupt erst von anderen (kommunizierenden) Lebewesen unterschieden werden. Die Psyche als ein System, das Hirn, also Verstand und Geist mit dem Körper vereint (Tschacher 2010, S. 15) wird erst durch den Aspekt der Kommunikationskommunikation beschreibbar. Der Psychoanalytiker wird andere Bilder und Begriffe finden, am Ende jedoch mit unserer Argumentation womöglich übereinstimmen, er wird in jedem Falle den Satz unterschreiben können, dass Kommunikation in der Lage ist, den Menschen, die menschliche Psyche als ein „Gewebe höchst persönlicher Erinnerungen“ (Eccles 1990, S. 284) zu verändern. Was es dazu braucht? Fragen! Sie sind es, die die Essenz der Kommunikation ermöglichen: Koordination. Das nun entspricht dem Denken Löblers (2016): „Nach allem, was wir heute aus den Neurowissenschaften, der Linguistik, der Sprachphilosophie und der Systemtheorie wissen, handelt es sich bei Kommunikation schlicht um Koordination. Kommunikation hat sich bei allen Spezies entwickelt, damit sie sich koordinieren können, wenn sie Gefahren ausweichen können, damit sie angemessene Nistplätze finden und damit sie Nahrung finden. Der Mensch unterscheidet sich von allen anderen Spezies dadurch, dass er die Zeichen der Kommunikation, die er benutzt, mit ebendiesen Zeichen erklären, beschreiben und damit kommunizieren kann. Oder anders ausgedrückt, der Mensch kann über Sprache sprechen, das kann kein Tier. Damit koordiniert der Mensch mithilfe der Sprache und der Kommunikation nicht nur die Interaktionen, sondern auch den Sprachgebrauch selbst. Wir einigen uns als Gesellschaft oder Kultur darüber, wie wir bestimmte Begriffe verwenden. Und diese Einigung geschieht im Wesentlichen über Sprache. Werden diese expliziten oder impliziten Vereinbarungen oft genug auf dieselbe oder ähnliche Weise verwendet, dann erhalten sie in Ihrem Gebrauch eine Stabilität, die wir als Bedeutung wahrnehmen.“ Die Koordinationsermöglichung jedoch erfordert, dass Fragen, respektive: erlaubte Fragen, Veränderungsprozesse einleiten. Deshalb muss ein weiterer Aspekt hinzugezogen werden.

In Fragen drückt sich eine besondere Fähigkeit aus, die im Menschen auf einzigartige Weise angelegt ist, es ist die Fähigkeit zur Reflexion: „Systemtheoretisch handelt es sich dabei zunächst um Rückkopplungsschleifen zwischen Elementen als Ausdruck deren Interaktion. Durch diese Verbindungen und Rückkoppelungen entstehen Repräsentationen von Repräsentationen, also Metarepräsentationen bzw. interne Modelle, die das Abschätzen und Vorausplanen von Handlungen ermöglichen.“ (Herold 2017, S. 28) – und Herold verweist hier auf die Neurowissenschaften (Singer 2002, S. 71). Eine besondere Tradition besitzt der Diskurs um Reflexion in den Erziehungswissenschaften, wobei man die dahinterliegende Praktik als eine Haltung beschreiben kann, die eingenommen wird, um eine andere Perspektive auf einen Sachverhalt, eine Information, eine Quelle, einen Gesprächsinhalt zu ermöglichen (Hilzensauer 2008, S. 2). Für den berühmten Erziehungswissenschaftler Hans Aebli ist Denken das Ordnen des Tuns, ein Zusammenhang, der es auch auf den Titel seiner zwei wohl bedeutsamsten Bücher geschafft hat, dem entsprechend bezeichnet Reflexion eine „Metatätigkeit über dem konkreten Handeln“ (1980, S. 22), wobei sich die Reflexion nicht als etwas Neues ergibt, sie wird aus dem Vorhandenen rekonstruiert, sie bestünde aus dem gleichen Stoff wie die Handlung selbst (Herold 2017, S. 132), die gedanklich durchgespielt, geprobt, verfeinert werde (Aebli 1980, S. 22). Das „Innehalten in der praktischen Tätigkeit“ (ebd., 21) benötige eine erneute Umsetzung der gewonnenen Erkenntnisse. Erst die Anwendung ermögliche die nächsten Erfahrungen (Herold 2017, S. 133), deren Verlauf und Form nicht vorhersagbar oder direkt steuerbar sind (Dewey 1907, S. 26).

In letzter Konsequenz durchdacht heißt das: Kommunikation kann nicht gelingen, Kommunikationserfahrungen können nicht verändern, wenn sie (im und über den Prozess der Reflexion) nicht in Praktiken übersetzt werden, Löbler (2016): „Wenn man feststellt, dass bei Kommunikation die entsprechenden Koordinationserfolge ausbleiben, hilft es nicht viel, die verwendeten Begriffe nun mit anderen Begriffen zu erklären, von denen man auch nicht weiß, ob sie ‚verstanden‘ werden. Hilfreicher ist es, sich den Sprachgebrauch derjenigen Personen anzuschauen, die man koordinieren möchte und dann in ‚ihrer‘ Sprache zu koordinieren. Genau

das ist gemeint, wenn Holger Jung und Jean-Remy von Matt sagen: ein guter Slogan wird nicht erfunden, sondern er wird entdeckt. Er wird entdeckt, indem man die Zielgruppe beobachtet, wie sie ihre Praktiken des täglichen Lebens beschreibt. Wer die Praktiken hinter den Wörtern, die sie beschreiben, nicht kennt, wird die Wörter nicht verstehen. Stellen Sie sich dazu bitte einmal vor, sie müssten jemanden, der vom Internet keine Ahnung hätte, erklären was ‚googeln‘ bedeutet. Googeln beschreibt eben eine Praktik, und in dieser Praktik steckt die Bedeutung. Wenn die Praktik nicht kennt, hat Schwierigkeiten sich vorzustellen, was mit ‚googeln‘ gemeint ist.“

Bleibt festzuhalten: Reflexion und Handlungsbezug sind untrennbar miteinander verbunden. Wenn man darüber hinaus bedenkt, dass Sprechakt und Reflexion („Innehalten“, Aebli 1980) regelmäßig auseinanderfallen, dann können wir davon ausgehen, dass die wahre Koordinationsleistung der Kommunikation im Zeitverlauf zu beobachten sein wird, dass sich Normen, Werte und auch Praktiken möglicherweise erst nach zahlreichen „fragenden“ Iterationen ergeben. Gesellschaft kann sich ergo nicht „ad hoc“ formieren und verändern, es benötigt unzählige Rekursionsschleifen einer koordinierenden „Verständigung“, diese kann im persönlichen Gespräch aber auch in der medienvermittelten Kommunikation zu finden sein. Insbesondere letztere zeigt uns ja nachgerade idealtypisch, wie formalisierende Praktiken Kommunikationserfolg oder Kommunikationseffizienz erhöhen können. In der Medienkommunikation will die Harmonisierung von Produktions- und Rezeptionsroutinen Verständigung unterstützen. In einem kritisch-theoretischen Verständnis ist Journalismus gleichzusetzen mit gelingender gesellschaftlicher Kommunikation (Haller 2003), die dann und dort gelingt, wo Journalismus Orientierung gibt über relevante Sachverhalte und Themenbereiche. Wir erkennen hier schnell, dass diese Auffassung einem kritisch-theoretischen Verständnis entspringen muss, da bei der Wahl eines theoretischen Hintergrundes mit Bezug zu Konstruktivismus oder Systemtheorie gar nicht geklärt werden kann, welches denn solche „relevanten“ Sachverhalte wären. Was dem Autor dieser Zeilen an diesem Punkt jedoch sehr wichtig ist: Medienkommunikation hat sich über viele Jahrzehnte (für Deutschland kann leider im Eigentlichen nur die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet werden) hinweg über Praktiken entwickelt – Unterscheidung zwischen Werbung und redaktionellen Inhalten, Trennung zwischen tatsachen- und meinungsorientierten Darstellungsformen, eine klare Kennung der Kommunikationshaltung bei der Verwendung unterschiedlicher Genres wie Reportage, Feature, Bericht, Meldung auf der einen, Kommentar, Leitartikel, Spitze, Glosse und Satire auf der anderen Seite. Alle diese geübten Praktiken dienen der Optimierung von Kommunikationsroutinen zur Unterstützung des Verständigungsprozesses in der Gesellschaft.

Es ist jedoch zu vermuten, dass neben dem Reflexionsvermögen auch die Bindekraft der Praktiken – getrieben über folgende Aspekte – abnimmt:

- durch die Veränderung des medienvermittelten Kommunikationsverhaltens, durch Auflösungstendenzen des massenmedialen Systems (Verlust der Gatekeeperfunktion und Disintermediation),
- durch die Neuordnung von Währungen unter Social-Media-Kommunikationsbedingungen (neben Aufmerksamkeit als zentrale ökonomische Größe in der Medienrezeption, treten beispielsweise über „Shares und Likes“ Faktoren der Anerkennung hinzu, vgl. Rau 2017) und
- durch neue systemische Beziehungen (Rau 2014a) zur Beurteilung des Geflechtes aus Strategischer Kommunikation, Journalismus, User Generated Content und auch algorithmisierten Medienangeboten.

Das ist das eigentliche Drama eines aus gesellschaftlicher Perspektive kaum zu überschätzenden Verständigungsverlustes. Nun ist es keinesfalls so, dass nicht an die Stelle der geübten Praktiken andere treten. Der Prozess zunehmender Individualisierung treibt saturierte Gesellschaften an, weshalb Marketing als Teildisziplin der Wirtschaftswissenschaften zum grundlegenden Paradigma wird und in sozioökonomischer Vereinzelung zunehmend kleinere Zielgruppen adressiert werden bis schlussendlich das Individuum selbst (online) gezielt angesprochen und

erreicht werden kann. Dies ist an anderer Stelle und bereits als grobe Linie noch vor den Möglichkeiten eines singulärem „Online-Targeting“ zur Genüge ausgeführt worden (vgl. Rau 2007). Möglicherweise muss man also ein neues Zeitalter kommunikativer Praktik einleiten. Betrachten wir es mit Stichweh (2020, S. 9) historisch-systematisch. Das alte Europa verstand in seinem Sinne bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein (und sogar in Resten auch lange danach noch) verschiedene Schichten als Teilsysteme: „Es gab den Adel, den Klerus, verschiedene bürgerliche Gruppen und die Bauern. Die gesellschaftliche Ordnung war die Ordnung dieser Gruppen und der in der Regel lebenslangen Zugehörigkeit zu einer dieser Gruppen oder Stände.“ (ebd.) und Stichweh postuliert für die moderne Gesellschaft einen „vollständigen Austausch dieser Ordnungsform“. An die Stelle hierarchisch geordneter Stände wären durch Sachthemen und gesellschaftliche Funktionszuweisungen geordnete Kommunikationssysteme getreten. Sie alle seien global – Politik, Wirtschaft, Religion, Erziehung, Wissenschaft, Recht, Kunst, Sport, Massenmedien, das Gesundheits- oder Krankheitssystem sowie das System der Intimbeziehungen und Familien.“ Kommunikationssysteme – allesamt. Kein Wunder also, dass für diese moderne Gesellschaft, solange sie eine kommunizierend-koordinierte ist, Kommunikation als einzig konstituierende Operation für alle sozialen Systeme beschrieben werden kann, wie dies die Systemtheorie – Niklas Luhmann folgend – getan hat. Und ganz getreu dieser Sichtweise, können wir uns jeweils Systemen zuordnen, uns von ihnen verabschieden, dann anderen Systemen zuwenden und so fort. Die moderne Gesellschaft ist, was die Systeme und Teilsysteme betrifft, fluide geworden, man könnte es auch dynamisch nennen. Es gibt nicht länger die lebenslange Zuordnung, punktuelle Teilhabe (Stichweh: „Der Soziologe nennt es Inklusion“, vgl. 2020, S. 9). Die Zusammensetzung der Systeme, an denen man teilhaben kann und will, variiert zwischen den Individuen sehr stark, denn „das Individuum existiert außerhalb dieser Funktionssysteme, es ist nur in einzelnen Ereignissen mit ihnen verknüpft.“ (ebd.). Neben der funktionalen Ordnung selbst – so resümiert Stichweh – „ist das Individuum die andere revolutionäre Erfindung der modernen Gesellschaft“.

Was aber ist die Folge einer solchermaßen durchindividualisierten Gesellschaft? Einige Thesen! Die diversen Funktionssysteme kennen ihre je eigenen Praktiken. Je mehr Funktionssystemen wir uns als Individuum zuordnen können, umso weitreichender unser Werkzeugkasten zur Ermöglichung von Koordinierung, umso ausgeprägter möglicherweise auch das Reflexionsvermögen des Einzelnen.

Je individueller die Mischung aus der Teilhabe an Funktionssystemen, umso weniger kann von einer „allgemeinen Konvention“ gesprochen werden. Man kann, so gesehen, einen Werteverfall postulieren und den Verlust von Traditionen im Sinne geübter Praktiken beklagen, der Verlust von Konvention fördert schließlich Missverständnisse.

In auf die beschriebene Weise individualisierten Gesellschaften wachsen die Möglichkeiten, Praktiken zu erneuern oder den Möglichkeitenraum für Praktiken zu erweitern.

Das Risiko gesteigerter Diffusität und wachsender Unverbindlichkeit ist solchen Gesellschaften inhärent. Der kleinste gemeinsame Nenner, wird möglicherweise Schritt für Schritt kleiner – dies würde dann, entsprechend widerstreitend zur Eingangsthese, einem Verlust an Reflexionsfähigkeit das Wort reden.

Wir müssen uns also fragen: Wenn sich gerade die Kommunikationsroutinen oder Praktiken der Massenkommunikation nachhaltig in Auflösung befinden, welches sind die Praktiken der Koordination, die an ihre Stelle treten? Derzeit, so scheint es, drängen sich jene Routinen der strategischen Kommunikation nachgerade auf oder in die gesellschaftlichen Realitäten hinein, es sind die Routinen der häufig von nicht immer offensichtlichen Interessen der werbetreibenden Wirtschaft unterwanderten Influencer, Beeinflusser also, die traditionell den Ertrag einer aufgeklärten Gesellschaft negieren, der in einem hohen Transparenzerfordernis besteht. Propagandistische Beeinflussung schiebt sich – ideologisch oder finanziell bestens durchfinanziert oder munitioniert – vor dem übermächtigen Druck natürlicher

Internetmonopolisten in die Defensive weichenden Institutionen, die nur noch immer weiter erodierende Aufmerksamkeitswerte ihrer Rezipienten zumindest in Form von schwindender Quote und Auflage registrieren können. Was bleibt, ist durchideologierter Aktivismus, eine Blüte der Verschwörungstheorien, wachsende Ströme bewusst platzierter Falschnachrichten, ratlose Influencer und, um alles zusammenzufassen, zerstörte Praktiken, am Ende eine koordinationslose Gesellschaft.

In Krisen wie jener, die durch das Corona-Virus ausgelöst wurde, zeigt sich, dass wir bezogen auf die Medienkommunikation aktuell noch immer zu geübten Routinen zurückkehren können, wengleich diese schon an einigen Stellen nachhaltig ausgehöhlt sind, wie dies Haller (2020) sehr treffend analysiert hat. Möglicherweise kam die Krise also zur rechten Zeit? Aus Sicht des Autors gibt es derzeit keine Alternative zum praktischen Journalismus, keine Alternativen zu journalistischen Praktiken, denn nur sie ermöglichen eine Verständigung, eine Minimierung von Missverständnissen, denn nur aufgeklärte Transparenz in der Medienkommunikation und die über journalistische Produktions- und Rezeptionsroutinen erzeugte Effizienz, vermeidet Konflikte, die auf Nichtverstehen und unkoordinierter Verständigung beruhen. Wenn sich dann die Träger eines wie auch immer konkret zu umreißenden Funktionssystems „Medien“ der Tatsache bewusst sind, dass hinter allem Handeln eine Absicht steckt und sich darum bemühen, diese Absicht transparent zu öffnen, dann wäre am Ende auch Helge Löbler genüge getan, der schließlich auch hinter den Aspekt der „Aufklärung“ als eine Zuweisung zum Journalismus ein deutliches Fragezeichen setzt. Was bleibt am Ende zu wünschen? Mehr Kommunikations-Kommunikation und damit mehr Kommunikations-Transparenz oder auch mehr Kommunikations-Kompetenz, mehr Verständigungsbereitschaft, mehr Reflexionsvermögen!

Literatur:

- Aebli, H. (1980): Denken: Das Ordnen des Tuns. Kognitive Aspekte der Handlungstheorie. Band 1. Stuttgart, Klett-Cotta.
- Dewey, J. (1997): Experience and Education. New York: Simon & Schuster.
- Eccles, J.C. (1990): Die Psyche des Menschen: das Gehirn-Geist-Problem in neurologischer Sicht. München, Piper.
- Gadamer, G. (1990): Hermeneutik I: Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (Gesammelte Werke Bd. 1). Stuttgart, Mohr-Siebeck, 6. durchges. Auflage.
- Haller, M. (2003): Qualität und Benchmarking im Printjournalismus. In: Altmeppen, Klaus-Dieter; Bucher: Journalistische Qualität, Opladen, S. 179-198.
- Haller, M. (2020): Corona-Krise und die Medien. In: EIJK, Europäisches Institut für Journalismus- und Kommunikationsforschung e.V. vom 4. April 2020: <https://eijc.de/2020/04/07/corona-krise-und-die-medien/>
- Herold, C. (2017): Innovationspotentiale von Lehrkräften. Weinheim, Beltz Juventa.
- Hilzensauer, W. (2008): Theoretische Zugänge und Methoden zur Reflexion des Lernens. Ein Diskussionsbeitrag. In: Bildungsforschung 5 (2). Online: https://www.pedocs.de/volltexte/2014/4597/pdf/bf_2008_2_Hilzensauer_Theoretische_Zugae_nge.pdf
- Hüther, G. (2006): Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 3. Auflage.
- Hüther, G. (2010): Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 9. Auflage.
- Löbler, H. (2016): Vorwort, Einführung. In: Kastens, I.E., Handbuch Wirtschaftskommunikation: Interdisziplinäre Zugänge zur Unternehmenskommunikation. Stuttgart, utb.
- Maturana, H.R. & Varela, F.J. (2010): Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens. Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch, 3. Auflage.
- Rau H. (2017): Mass or Social!? New Paradigms in Political Communication: Social Network Theory and Implications on Online Communication Processes. Conference Presentation – Österreichische Akademie der Wissenschaften/University of York/Alpen-Adria Universität

Klagenfurt: Digital Media, Political Polarization and Challenges to Democracy, Wien, September 2017 (peer reviewed, selected).

Rau, H. (2007): Metajournalismus. In ders.: Zur Zukunft des Journalismus, Berlin u.a.O., Peter Lang.

Rau, H. (2014a): Medienkrise – Journalismuskrisis – Managementkrise. Aufmerksamkeitsökonomisch induziertes Krisengeschehen und Hinweise für eine zukunftsorientierte Ökonomie des Journalismus. In: Lobigs, Frank; v. Nordheim, Gerret: Journalismus Ist kein Geschäftsmodell. Nomos, Baden-Baden, S. 113-138, (peer reviewed, proceedings).

Rau, H. (2014b): Einladung zur Kommunikationswissenschaft. Stuttgart, utb (Nomos).

Siebert, H. (2011): Selbsteinschließende Reflexion als pädagogische Kompetenz. In: Arnold, R. (Hrsg.): Veränderung durch Selbstveränderung: Impulse für das Changemanagement. Baltmannsweiler, Schneider-Hohengehren, S. 9-18.

Stichweh, R. (2020): Simplifikation des Sozialen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7. April, Seite 9.

Tschacher, W. (2010): Wie Embodiment zum Thema wurde. In: Storch, M., Cantieni, B., Hüther, G. & Tschacher, W.: Embodiment: Die Wechselwirkung von Körper und Psyche verstehen und nutzen. Bern, Hans Huber, 2. Auflage, S. 11-34.